

Ich liege mit einer leichten Entzündung der Venen meines rechten Beines im Bett. Das ist eine ganz angenehme Krankheit. Sie macht, wenigstens in dem schwachen Stadium, in dem ich sie konsumiere, relativ wenig Schmerzen und gibt einem durch leichte und andauernde Temperaturschwankungen ständig das Gefühl eines kleinen, alkoholischen Rausches. Man ist sozusagen dauernd nach dem dritten Glase Sekt. Und dann hat diese Krankheit noch das Gute, daß sie gewissermaßen ständig und unterirdisch gefährlich ist. Wenn man nämlich nicht ganz ruhig liegt oder sonst irgendein kleines, unvorhergesehenes Malheur passiert, so kann eines der in den Venen wild gewordenen Blutgerinnseln in die Lunge treten, — und dann ist man tot. Das geht sehr schnell und schmerzlos, habe ich mir sagen lassen, — und es ist eine herrliche, schier unüberwindliche Waffe in den Händen einer Frau, die auch sonst gewohnt ist, daß man ihr den Willen tut. —

Ist es nicht angesichts dieser Tatsache, angesichts dieser interessanten und permanenten Möglichkeit des Todes verständlich, ja geradezu erforderlich, daß ich mich mit meinem Begräbnis beschäftige? Nicht, daß ich etwa irgendwelche Anordnungen treffen wollte, — das liegt mir ganz fern, mögen sie mich begraben, auf welche Façon sie wollen. Das mit den vielen Teerosenkränzen kennen sie ja doch schon alle, vom vorigen Mal her, wo es auch schon so weit war. — Nein, nicht vom Arrangement will ich reden, sondern davon, daß es für mich im Augenblick kein schlecht gewählter Zeitpunkt zur Beerdigung wäre. Ich bin, sozusagen, augenblicklich in einer günstigen Situation. Ich sehe hübsch aus, verdiene mir selbst mein Geld für meine Kleidchen, Strümpfchen, Parfüms und für den Friseur, habe eine Reihe liebevoller, aufmerksamer und gut aussehender Freunde und eigentlich keinen Feind, — ausgenommen vielleicht meine Freundin Mary, die mich beneidet, weil sie nicht soviel Freunde hat wie ich, und weil sie so gesund aussieht, daß von einem Begräbnis ihrerseits schlechterdings überhaupt nicht die Rede sein kann.

Ich aber, wenn ich in den langen, schlaflosen Stunden der ungemütlichen Nacht auf die weiße Decke meines Schlafzimmers starre, ich sehe mein Begräbnis vor mir.

Ganz vorn, in der ersten Reihe an der Ecke, sitzt mein Mann. Er hat den alten Gehrock an, der unmodern ist und ein bißchen zu eng, und der ihn, zusammen mit dem brav gebürsteten Zylinder, noch schmaler, jungenhafter, artiger und biederer erscheinen läßt, als das sonst der Fall ist. Sein längliches, bedeutendes Knabengesicht mit den stets wie halb geschlossenen Augen zeigt den Ausdruck ehrlichster Betrübniß und einer gewissen leichten Verständnislosigkeit den brutalen Tatsachen gegenüber. Er ist traurig, er ist überrascht, er ist gekränkt, — — keinesfalls jedoch ist er verzweifelt oder zu Tode getroffen.

Neben ihm sitzt mein früherer Geliebter, schwarzlockig, gut rasiert und völlig seiner leidenschaftlichen Trauer hingegeben. Er wollte sich eigentlich bei der Nachricht von meinem Tode erschießen. — Dann erwies es sich aber, daß kein Revolver im Hause war, auch Blausäure war im Augenblick nicht aufzutreiben, und so ging diese törichte und durchaus exzentrische Regung schmerzlos und schnell vorüber. Hingegen muß gesagt werden, daß er bei weitem die schönsten Blumen deponiert hat: statt eines Kranzes ist es ein schier unübersehbares, locker zusammen-

gehaltenes Bündel knospigster Teerosen, die wild und kaskadenartig über das Fußende meines Sarges fallen.

Rechts neben ihm sitzt mein letzter, um nicht unpassenderweise zu sagen: augenblicklicher Freund. Rein bildlich genommen ist er der Wirkungsvollste und Prominenteste. Er trägt den dunklen Winterüberzieher, dessen vorteilhaften Schnitt ich gerade neulich noch lobte, als wir aus der „Barberina“ kamen, um im Café noch schnell eine M \acute{e} lange zu trinken. Auch er trägt einen Zylinder, und ich wundere mich, wie gut er zu seinen schon weißen Schläfen paßt. — Es ist das erste Mal, daß ich ihn im Zylinder sehe, denn bei offiziellen Anlässen waren wir bisher noch nicht zusammen. Auch sein Gesicht zeigt den Ausdruck eines gewissen anständigen Schmerzes. Warum auch nicht, — es mag peinlich sein, eine angenehme, kluge und leidlich hübsche Freundin zu verlieren. — Daneben aber zeigt es unbedingt und unverkennbar den Ausdruck einer gewissen kühlen Abweisung und einer leichten Reserve. Man decouvriert sich nicht gern, — und da man ein Gentleman ist, so hört mit dem Tode wohl die Liebe, nicht aber die Diskretion auf! —

Auf der anderen Seite sitzt ein netter Bursche, adrett, sauber, Eau de Cologne duftend und gut angezogen. — Das Abenteuer einer launischen Stunde. Er sieht aus, als wolle er das Problem vom Tode und vom Leben lösen. In Wahrheit jedoch sucht er krampfhaft und energisch nach irgendeinem Gefühl der Trauer oder der Verzweiflung. Da er es absolut nirgends zu finden vermag, ist er beschämt, deprimiert und unglücklich. Armer Junge, er weiß noch nicht, daß ihn die unwichtigen Vorgänge des vergangenen Monats zu derartig verstiegenen Gefühlen weder verpflichten noch berechtigen. — Aber ich sagte es schon, er ist noch sehr jung.

Schräg hinter ihm sitzt der, der es hätte werden können, wenn ich noch ein wenig länger gelebt hätte. Er wäre ein Adonis in seiner großen, schmalen Blondheit, wenn nicht eine unmotiviert aufgeworfene Stupsnase seinem Gesicht die große Linie genommen hätte. Dafür aber gab sie ihm eine edle, unvergleichlich anziehende Pikanterie, und ich glaube nicht, daß er ohne diese Stupsnase meine Phantasie in dem Grade beschäftigt hätte, wie dies in den letzten Monaten meines Lebens der Fall war. Da also sitzt er, der große Mann, ganz in sich zusammengesunken. Er denkt nur wenig, aber das denkt er immerfort, in ständiger Wiederholung: „Arme süße kleine Frau,“ denkt er. — Dann macht er eine kleine Pause und dann denkt er: „Ich Esel. Ich dummer, bornierter, von tausend Hemmungen verfolgter Esel.“ Dann macht er wieder eine kleine Pause, und während oben die Orgel zu spielen beginnt, denkt er: „Vorbei, vorbei, zu spät!“ — Ich muß ehrlich gestehen, daß ich mit ihm von allen eigentlich das größte Mitleid habe.

Mir, die ich mir die ganze Sache in vollster Ruhe betrachten kann, — den Leidenschaften und den Wünschen aufs glücklichste entrückt, mir scheint das Ganze wie ein gelungener Ballerfolg. Die Kavaliere sind alle erschienen, es gibt Musik und auch an Blumen fehlt es nicht. — Meine Freundin Mary sitzt vorn, gleich neben meinem Mann, dessen Blick sie dauernd aufzufangen sucht. Die Aermste, sie kann sich nicht darüber beruhigen, daß er sie in den Armen seiner neuen, klugen, guten und unendlich liebenswerten Freundin so kurzerhand und völlig vergessen konnte. Da sitzt sie, in ihrem neuen Sealmantel, der schon mit einer Glocke gearbeitet ist. Sie hat sich extra einen schwarzen Pannehut

arbeiten lassen zu dieser Gelegenheit, denn sonst würde sie zum schwarzen Pelz nur zyklamenfarben tragen oder höchstens eine kleine Brokattoque. Sie hat kaum rouge aufgelegt, — o nein, sie weiß, was sich schickt. Nur den Lippenstift hat sie sich nicht versagen können. Ueber ihrem Gesichtchen liegt eine dichte Wolke von Cotys Puder: „Rachel 2“; ihre und meine Marke, Marke der Brünetten, die dem Gesicht den duftig-gelblichen Schimmer des Blütenstaubes gibt. Da sitzt sie, wunderschön, ich muß es sagen, und ich sage es ohne Neid, denn nun ist sie ja keine Konkurrenz mehr. Da sitzt sie, lieblich, soigniert und traurig und wartet, daß der Blick einer der vielen Männer sich ihr zuwende und ihr, wenn auch nur mit einem kleinen Zucken des Augenlides, zu verstehen gäbe, daß sie doch schließlich lebe, daß sie schön sei, jung, elegant, begehrenswert und, wie gesagt, doch vor allen Dingen lebendig. — Und daß das, trotz des unleugbar großen Erfolges meines Begräbnisses, schließlich doch das wichtigste sei. — — Aber siehe da, es beachtet sie keiner — sei es markierte Pietät, sei es echte Trauer —, all die vielen Männerköpfe bleiben ehrbar und sitsam geneigt und scheinen von Coty, von „Rachel“ und von „Le fleur“ im Augenblick gar nichts wissen zu wollen. — Da beneidet sie mich zum letzten Mal, meine schöne, elegante Freundin Mary, und zieht sich, gekränkt und verschnupft, in die Falten ihres kleinen, seidenen Taschentüchleins zurück. —

. . . Ja, so ungefähr würde es aussehen, wenn ich jetzt, in diesem Augenblick meines Lebens geschickt genug wäre, es zu beenden. Da es mir aber wohl nicht so leicht gemacht werden wird und da ich, nach der Lebensdauer meiner Vorfahren zu rechnen, auch ganz gut das 75. Lebensjahr erreichen kann, — — ach, so wird wohl mein Begräbnis ganz, ganz anders aussehen.

ADOLF BEHNE

MUSS EIN MUSEUM EINE TÜR HABEN?

Die Baugeschichte der neuen Museen auf der Spreeinsel ist eine monumentale Bankrotterklärung der Monumental-Architektur alten Stils. Nachgerade wird dieser Bau zu einer Grotteske, zu einer fast schon witzigen Verhöhnung der menschlichen Vernunft. Ein Elitekorps „genialer“ Architekten ist in den Sumpf geraten, kann nicht vor und nicht zurück. Irgendwie fühlt man sich an die Eroberung von Verdun erinnert. Gott sei Dank, Menschenleben sind nicht zu beklagen, aber man sollte wirklich einmal feststellen, wie viele Goldmillionen — nicht der Bau verschlingt, sondern darüber hinaus der ständig nachträgliche Ab-, Um- und Neubau fertiger Teile — aus purer Fassadeneitelkeit.

Zum Beispiel: Messel sah zur Verbindung mit dem Kaiser-Friedrich-Museum eine Ueberbrückung der Stadtbahn dicht an den Spreefronten vor (tatsächlich ist ja fast der bequemste Zugang zum Messel-Museum — das Portal des Kaiser-Friedrich-Museums!). Ludwig Hoffmann, dem so etwas Profanes wie ein Schwitbogen die heilige Säulenreihe kränkt, legt die Brücke weit aus der Front zurück — und macht so abermals eine recht erhebliche Aenderung des fertigen Baukörpers notwendig, nämlich die nachträgliche Herausschiebung einiger Fensterbreiten bis dicht an die Stadtbahn, noch über die Linie des Pergamon-Traktes hinaus.

Geht man durch die Säle, so glaubt man durch eine Riesenburg zu wandern — so sinnlos massiv, so dumpf und dick mutet das alles an.